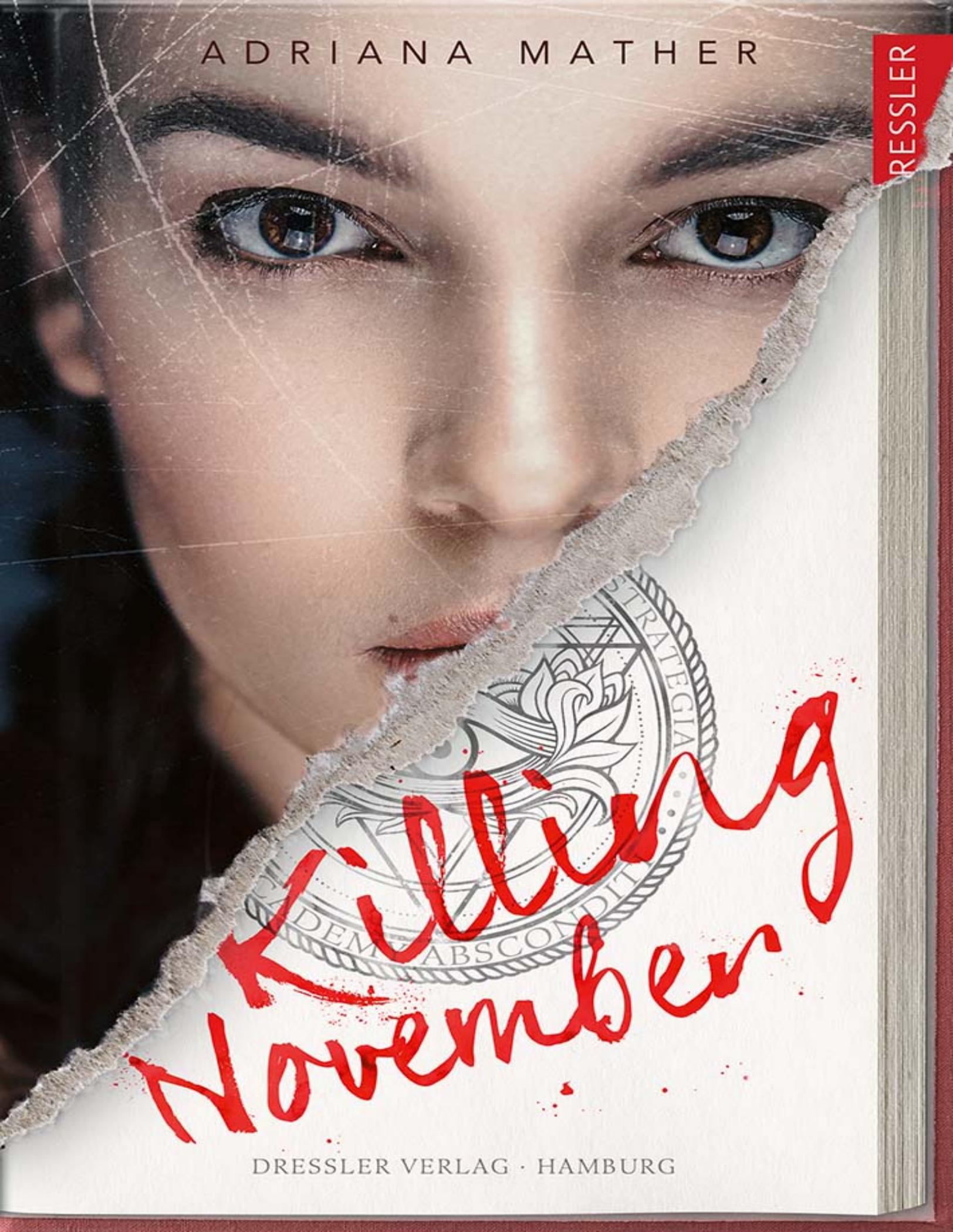


ADRIANA MATHER

RESSLER



**Killing
November**

DRESSLER VERLAG · HAMBURG

Über dieses Buch

November ist so gut wie tot.
Sie weiß es nur noch nicht.

Die 17-jährige November hat keine Ahnung, warum ihr Vater sie ohne Vorwarnung auf die geheimnisvolle Academia Absconditi schickt, ein Internat, regiert vom Geheimbund Strategia. Hier gilt die eiserne Regel: Niemand darf Details über die eigene Familie verraten. Nicht mal den Nachnamen. Und auch die Unterrichtsfächer sind alles andere als gewöhnlich: Messerwerfen, Giftkunde und Psychologische Kriegsführung stehen auf dem Stundenplan. Als ein Mitschüler ermordet wird, fällt der Verdacht auf November. Doch sie ist unschuldig. Schnellstens muss November herausfinden, welche Rolle sie in den bizarren Strategiespielen des Ordens einnimmt - bevor sie selbst zum Opfer wird.

Ein Eliteinternat, ein Geheimbund und ein Mord -
Spannung pur bis zur letzten Seite

ADRIANA MATHER



Aus dem Amerikanischen von
Susanne Klein und Nadine Püschel

Dressler Verlag · Hamburg

Für meinen Sohn, Haxtun Wolf Mather,
den ich meinen Kleinen nenne,
der aber meine ganze Welt erhellt

EINS

Mein Name ist November Adley und ich wurde im August geboren. In jenem Sommer waren die Nächte in Connecticut ungewöhnlich kalt, so erklärt es mein Dad, und an dem Tag, an dem ich zur Welt kam, färbte sich unser Ahornbaum tiefrot wie sonst im Spätherbst - daher mein Name. Dad behauptet, im Licht der Morgensonne hätten die Blätter so intensiv geleuchtet, dass es aussah, als stünde unser Vorgarten in Flammen. Das ist auch einer der Gründe, meint er, warum ich so wahnsinnig gern im Wald bin. Ich bin nicht sicher, ob man das wirklich darauf zurückführen kann, aber die Geschichte ist irgendwie schön. Sie erinnert mich an eine Zeit, als die Welt noch sicher war und meine Familie ebenfalls.

Das Verstörendste daran ist, dass ich davor nie über Sicherheit nachgedacht habe, vor allem nicht über meine eigene. Mein Vater, Ex-CIA-Agent und jetzt Finanzdirektor, sagt mir oft, dass ich zu vertrauensselig bin, und dabei schüttelt er jedes Mal den Kopf, als könne er nicht fassen, dass wir verwandt sind. Was, wie ich ihm dann in Erinnerung rufe, voll und ganz seine Schuld ist, schließlich habe ich mein gesamtes Leben in derselben Kleinstadt unter denselben netten Leuten verbracht, die ungefähr so gefährlich sind wie ein Körbchen voller schlafender

Katzenbabys. Dad hält dagegen, dass dieser Glaube an das Gute im Menschen zwar bewundernswert, aber ziemlich unrealistisch sei. Worauf ich ihn frage, was man denn bitte davon hätte, an das Böse im Menschen zu glauben. Er meint, ein gesundes Maß an Misstrauen würde mir helfen, auf jede erdenkliche Gefahr vorbereitet zu sein. Doch bis jetzt war das alles reine Theorie. Und um ehrlich zu sein, war ich nicht mal gestern, als Dad von einer unmittelbaren Bedrohung für unsere Familie geredet hat, so richtig überzeugt. Nein, bis vor ein paar Minuten hat nichts in meinem Leben auch nur auf die geringste Gefahr hingedeutet. Bis ich in diesem mittelalterlich wirkenden Raum aufgewacht bin, einer Art ... Salon?

Ich runzele die Stirn. An der Wand neben mir steht ein bulliger Typ, allem Anschein nach ein Wachmann. Er sieht stur geradeaus, ohne mich auch nur eines Blickes zu würdigen, während ich die Tür inspiziere. Ich rüttele an dem schmiedeeisernen Riegel, so fest ich kann, und ramme sogar die Schulter gegen das dunkle Holz, aber die Tür gibt keinen Millimeter nach. Ich schnaube vor Anstrengung und sehe mich suchend im Zimmer um. Es gibt einen Kamin, in dem ein Feuer prasselt, und mit weinrotem Samt bezogene Möbel, die wahrscheinlich mehr gekostet haben als unser ganzes Haus. Aber keine Fenster und keinen anderen Ausgang als die Tür vor mir.

»Ich weiß, dass Sie mich hören können«, sage ich zu dem Wachmann, der bis jetzt sämtliche meiner Fragen ignoriert hat. Er ist von Kopf bis Fuß in Schwarz gekleidet, und mit

seinem Ledergürtel und den ledernen Manschetten stellt er das Gladiatorenkostüm, das ich letztes Jahr zu Halloween getragen habe, locker in den Schatten. Ich spiele mit dem Gedanken, dicht vor seinem Gesicht mit den Fingern zu schnipsen, aber er ist mindestens anderthalb Köpfe größer als ich und seine Arme sind muskulöser als meine Beine.

Er bleibt stumm.

Ich probiere es noch mal anders. »Ihnen ist schon klar, dass ich minderjährig bin, oder? Sie dürfen mich nicht einsperren, auch nicht in diesem ... Ich nehme an, dies hier ist das Internat, in dem ich unterkommen werde. Aber welches Internat sperrt bitte seine Schüler ein?« Dad hat gesagt, die Schule sei etwas speziell, aber dass ich dort in einem fensterlosen Raum gefangen gehalten werde, kann er ja wohl nicht gemeint haben.

In diesem Moment höre ich einen Schlüssel knirschen und die Tür schwingt auf. Ich senke die Schultern und öffne die Fäuste. Ein weiterer Wächter in derselben Montur wie der erste bedeutet mir, ihm zu folgen. Ich lasse mich nicht lange bitten. Leider kommt der erste Wächter auch mit, und als wir so im Gänsemarsch losgehen, fühle ich mich nicht freier als zuvor.

Der Wächter vor mir nimmt eine angezündete Fackel aus ihrem Halter an der grauen Steinwand, und ich checke schnell die Umgebung ab - kein Strom, hohe Gewölbedecken, schwere Holztüren mit Riegeln statt Türknäufen. Ich bin definitiv nicht mehr in den USA. Hier sieht es aus wie in den mittelalterlichen Burgen in Irland,

über die ich mal eine Doku gestreamt habe. Trotzdem kann ich mir eigentlich nicht vorstellen, dass Dad mich bis nach Europa schicken würde, geschweige denn, dass er sich das leisten könnte. Wir verlassen ja schon Pembroke nur selten - und den Bundesstaat Connecticut so gut wie nie.

Unterwegs fällt mein Blick auf imposante Wandteppiche, auf denen Ritter, Königshöfe und blutige Schlachten abgebildet sind. Und es ist totenstill ringsum. Kein Stimmengewirr, keine Motorengeräusche von vorbeifahrenden Autos.

Auf den Fluren ist es merklich kühler, und ich ziehe mir die Ärmel meines Pullis über die Finger, um nicht an den Händen zu frieren. Ich habe keine Ahnung, wo der Mantel, die Handschuhe und der Schal geblieben sind, die ich im Flugzeug abgelegt habe; in dem Zimmer, in dem ich aufgewacht bin, waren sie jedenfalls nicht. Wir gehen unter einem Torbogen hindurch und erklimmen eine Treppe mit ausgetretenen, ungleichmäßigen Steinstufen. Ich zähle drei Abschnitte und zwei Treppenabsätze, dann bleiben wir vor einer mit Eisennieten beschlagenen Tür stehen. Als der Wächter vor mir sie entriegelt, dringt warme Luft heraus.

Das antiquierte Büro erinnert mich an eine düstere Szene aus einem Maria-Stuart-Film. Die einzige Lichtquelle im Zimmer sind die unzähligen Kerzen in silbernen Armleuchtern und Wandhalterungen. Die Fenster sind hinter schweren Vorhängen verborgen, und im Kamin knistert ein Feuer, das den Raum mit dem Aroma von Holzrauch erfüllt.

Hinter einem uralt wirkenden Schreibtisch steht eine große, dünne Frau. Ihr braunes Haar ist dermaßen straff zu einem hohen Dutt frisiert, dass ich schon vom Hinschauen Kopfschmerzen bekomme. Sie wirkt deutlich älter als Dad, aber möglicherweise liegt das auch nur an ihrem strengen Auftreten.

Ihr Versuch eines Lächelns misslingt kläglich. »Willkommen in der Academia Absconditi. Ich bin Rektorin Blackwood. Du hattest hoffentlich eine angenehme Reise?« Ihre Stimme und ihre ganze Art verlangen unbedingten Gehorsam.

»Ich kann mich an meine Reise nicht erinnern«, sage ich. Unter ihrem Blick wird mir unbehaglich zumute, und ich picke einen Fussel von meiner Jeans. In dieser förmlichen Umgebung verpufft die Wutrede, die sich bis eben in mir angestaut hat. »Ich bin im Flugzeug eingeschlafen, und als ich aufwachte, lag ich auf einem Sofa in einem ... Ehrlich gesagt bin ich etwas verwirrt ...«

»Im Lehrerzimmer«, erklärt sie und bedeutet mir, mich auf einen Sessel vor ihrem Schreibtisch zu setzen. Unter ihrem schwarzen Blazer quellen überraschenderweise die Rüschen einer weißen Bluse hervor, was so gar nicht zu ihrem übrigen förmlichen Aussehen passt. Unwillkürlich frage ich mich, wie sie wirklich ist - steif, aber doch bemüht, umgänglich zu wirken, oder umgekehrt weich und bemüht, streng rüberzukommen. »Du warst eine ganze Weile nicht bei Bewusstsein.«

»Man hat mich da unten *eingesperrt!*«, stelle ich fest und rechne mit entrüstetem Widerspruch. Doch die Frau verzieht keine Miene. Ich drehe mich um. Die beiden Wachmänner sind immer noch da und flankieren jetzt die geschlossene Tür. Es ist nicht klar, ob sie die Rektorin schützen oder mich vom Weglaufen abhalten sollen. Vielleicht beides.

Blackwood nickt, als hätte sie meine unausgesprochene Frage gehört. »Die Wächter dürfen nicht mit den Schülern sprechen. Sie kommunizieren nur mit den Lehrkräften und Angestellten. Wie dem auch sei, zu dieser fortgeschrittenen Stunde sollten wir uns nicht mit unnötigem Geplänkel aufhalten, meinst du nicht auch?« Sie wirft einen Blick auf eine Wanduhr aus dunklem Metall, die an einen gotischen Turm mit offenem Uhrwerk erinnert.

Sie steht auf halb zwei, und aus der Bemerkung zu der »fortgeschrittenen Stunde« und angesichts der leeren Flure schließe ich, dass es halb zwei Uhr nachts ist, nicht nachmittags. »Moment ... das kann nicht stimmen.« Ich schaue zwischen ihr und der Uhr hin und her, als wollte mir jemand einen Streich spielen. Dad hat mich kurz nach Mitternacht zum Flugzeug gebracht. Und ungefähr zwei Stunden später bin ich eingepennt. »Habe ich etwa vierundzwanzig Stunden geschlafen? Wie ist das möglich? Und warum bin ich nicht aufgewacht, als man mich hierhergebracht hat? Oder als das Flugzeug gelandet ist?«

»Es ist verständlich, dass du desorientiert bist. Die bedauerliche Nebenwirkung einer möglichst reibungslosen

Anreise ...«

»*Nebenwirkung?*« Mein Magen krampft sich zusammen, als ich die Möglichkeiten eingrenze, warum ich vierundzwanzig Stunden geschlafen habe. »Hat ... hat mich jemand betäubt?« Meine Stimme wird ganz schrill und ich kämpfe gegen eine wachsende Panik an.

Ich rekapituliere die Ereignisse bis zu dem Punkt, an dem ich eingeschlafen bin. Das Letzte, woran ich mich klar und deutlich erinnere, ist, dass ich im Flugzeug eine Limonade getrunken habe. Dad hat mir bestimmt eine Million Mal eingetrichtert, nichts zu essen oder zu trinken, was ich nicht von einer Person bekommen habe, der ich vertraue. Aber von einer Stewardess kein Getränk anzunehmen, das ist ja, als würde ich in einem Restaurant ein Gericht ablehnen, das ich selbst bestellt habe.

In der Hoffnung, irgendeinen Hinweis darauf zu erhalten, was hier gespielt wird, spähe ich zu Blackwood, aber ihre Miene ist vollkommen ausdruckslos. Sie scheint die Möglichkeit, dass mich jemand betäubt haben könnte, jedenfalls nicht besonders skandalös zu finden.

Ich stehe auf. Instinktiv will ich wegrennen. Nur habe ich keine Ahnung, wo ich bin, höchstens den vagen Eindruck, dass es irgendwo auf dem Land sein muss, weil es draußen so still ist. »Ms Blackwood, könnte ich das Telefon benutzen? Ich bin nicht sicher, ob ... Ich müsste kurz telefonieren.« Ich linse zum Schreibtisch, kann dort aber keins entdecken.

»Bedaure, das geht nicht.«

»Das hier ist bestimmt eine sehr gute Schule, aber ...«

Sie hebt die Hand, um mich zum Schweigen zu bringen, als wüsste sie genau, was ich sagen will, wäre aber gerade nicht bereit, sich mit meinen unerheblichen Sorgen zu befassen. »Bevor du dieses Büro verlässt oder mit irgendjemandem sprichst, musst du die Regeln kennen und dich mit ihnen einverstanden erklären.« Sie macht eine Pause. »Außerdem hast du mich bitte mit ›Rektorin Blackwood‹ anzusprechen. Wir legen hier sehr viel Wert auf Umgangsformen.«

Sprachlos starre ich sie an. Dad hat mir gesagt, dass diese Schule mich vor seltsame Herausforderungen stellen würde, und obwohl ich das alles höchst verdächtig finde, vertraue ich ihm. Er würde mich nicht in Gefahr bringen. Gerade deswegen bin ich ja hier – damit ich nicht in Gefahr gerate. Ich lehne mich in dem Sessel aus abgewetztem Leder zurück und schlage ein Bein unter.

Blackwood quittiert die lässige Pose mit einer hochgezogenen Augenbraue. Sie starrt mich an und hebt das Kinn, als würde sie mich mit purer Willenskraft in die Höhe schweben lassen, wenn sie dazu in der Lage wäre. »Wir hatten nicht so plötzlich mit deiner Ankunft gerechnet. Es widerspricht unseren Gepflogenheiten, neue Schüler während des Schuljahres, geschweige denn mitten im laufenden Halbjahr aufzunehmen.« Sie sieht mich abwartend an.

»Danke, dass Sie eine Ausnahme gemacht haben«, sage ich artig, obwohl sich die Worte unangenehm steif

anfühlen. Dass sie davon spricht, mich hier *aufzunehmen*, gefällt mir gar nicht – für meinen Geschmack klingt es zu sehr so, als wäre das hier eine langfristige Sache. Dad meinte, es sei nur für ein paar Wochen, zur Überbrückung, bis er das mit dem Einbruch bei Tante Jo geregelt hat. Dann könne ich nach Hause zurückkehren und alles würde wieder so sein wie vorher.

Blackwood schlägt ein Buch mit schwarzem Stoffeinband und Samt-Lesebändchen auf und überfliegt die Seite. »Bevor ich dir mehr über die Academia Absconditi und ihre Schülerschaft erzähle: Folgende drei Regeln sind strikt einzuhalten und gelten nicht nur für die Schülerinnen und Schüler, sondern auch für die Lehrkräfte.« Sie faltet die Hände über ihren Unterlagen. »Die erste Regel lautet, dass du über dein Leben außerhalb dieser Mauern weder sprechen noch schreiben noch auf irgendeinem anderen Weg Andeutungen machen darfst. Nicht über die Stadt, in der du gewohnt hast, und nicht über die Menschen, mit denen du verwandt bist. Da du, wie ich hörte, einen ausgeprägten Hang zur Geselligkeit hast, möchte ich noch einmal mit Nachdruck betonen, dass du, solltest du gegen diese Regel verstoßen, nicht nur dich selbst, sondern auch deine Familie in Gefahr bringst.«

Ich kneife die Augen zusammen. »Wie soll ich denn meine Familie hier in Gefahr bringen? Diese Schule ist doch angeblich das Gegenteil von ge...«

»Soweit ich sehe, hast du ein sehr behütetes Leben geführt«, sagt Blackwood mit missbilligendem Blick. Meine

Frage ignoriert sie geflissentlich. »Aber das wird sich mit der Zeit schon geben.«

Ich antworte nichts, weil ich nicht sicher bin, was sie damit meint und ob ich das überhaupt wissen will. Vielleicht hat sie recht und ich bin wirklich noch etwas desorientiert, vielleicht gibt mir aber auch eben dieses Gespräch das Gefühl, nicht mehr zu wissen, wo oben und wo unten ist.

»Die zweite Regel verbietet es dir, das Schulgelände zu verlassen«, fährt Blackwood fort. »Diese Lehranstalt liegt tief in einem Wald versteckt und ist durch unzählige Fallen geschützt. Sich über den Schutzwall hinauszuwagen ist nicht nur unklug, es ist lebensgefährlich.«

Ich setze mich kerzengerade auf. Aha! *Das* sind die Vorzüge der Schule, mit denen Dad mich rumgekriegt hat – Hindernisparcours durch den Wald, komplexe Rätselaufgaben, Messerwurf-Tricks. Es ist zwar total unheimlich hier, aber wenn es gleichzeitig Robin-Hood-mäßig abenteuerlich ist, kann ich ihm vielleicht die weite Anreise und Blackwood die Sache mit der möglichen Betäubung verzeihen. »Was für Fallen? Hat die schon mal jemand überwunden?«

»Nein. Nie«, sagt sie, als hätte sie die Frage schon zigmal beantwortet und wäre jedes Mal wieder genervt davon. Mein Blick wandert zu dem Wappen in Weinrot und Silber, das über ihr an der Wand hängt. Darunter steht ein Motto auf Latein: *Historia Est Magistra Vitae*. Bevor ich darüber

nachdenken kann, wie die Übersetzung lauten könnte, spricht Blackwood weiter.

»Die dritte Regel lautet: Wenn du einen Mitschüler oder eine Mitschülerin verletzt, wenden wir bei der Bestrafung das Prinzip ›Auge um Auge‹ an. Sämtliche Kämpfe müssen unter Aufsicht des Lehrpersonals stattfinden.«

Die freudige Aufregung, die ich bei der Erwähnung des mit Fallen gesicherten Waldes verspürt habe, löst sich in nichts auf, und ich merke, wie sich meine Stirn in Falten legt. Dad zufolge ist mein Aufenthalt hier eine reine Vorsichtsmaßnahme. Er müsse ein paar Wochen bei Tante Jo bleiben und könne nicht auf uns beide gleichzeitig aufpassen. Ich solle ihm vertrauen. Ich bin davon ausgegangen, dass er sich wie immer viel zu viele Sorgen macht. Aber wenn mir *hier* Gefahr droht, dann ist an der ganzen Sache etwas faul. In meinem Magen bildet sich ein winziger Knoten. Nicht von der Sorte, die einen sofort umhaut, sondern eher die Sorte, die in den dunklen, stillen Momenten, in denen man mit sich allein ist, heimtückisch weiterwächst.

Ich schaue wieder von den verhängten Fenstern zu der bewachten Tür. »Versteht sich das nicht von selbst ... dass man andere nicht verletzen soll?«

»In den letzten Jahren gab es hier eine ungewöhnlich hohe Zahl von Todesfällen. Also nein, es versteht sich nicht von selbst«, sagt sie so sachlich, als informiere sie mich über den Speiseplan in der Cafeteria.

Meine Kehle ist auf einmal wie ausgedörrt. »*Todesfälle?* Was meinen Sie damit? Wie heftig geht es hier im Unterricht zu? Wie kommen die Schüler denn genau zu Tode?«

Blackwood bedenkt mich mit einem Blick, als wäre ich ein lästiges streunendes Hündchen, das sie unter keinen Umständen streicheln würde. »Unser Stundenplan sieht keine gewöhnlichen Fächer zur Studienvorbereitung vor. Wir bieten sehr viel mehr. Die Akademie baut auf den Fertigkeiten und individuellen Stärken der einzelnen Schülerinnen und Schüler auf. Beim Messerwerfen zum Beispiel geht es nicht nur um Präzision. Es wird aus der Bewegung heraus und unter Druck trainiert. In Täuschung und Verstellung üben wir sowohl das Durchschauen solcher Manöver bei anderen als auch euer eigenes Geschick im Verstellen. Statt Fremdsprachenunterricht bieten wir einen Akzente-Kurs und das Wahlpflichtfach ›Kulturelle Normen‹ an, damit ihr euch von Land zu Land bewegen könnt, ohne eure Herkunft zu verraten. Diese Schule zu besuchen, ist ein *Privileg*, kein Recht. Unsere Lehrkräfte sind absolute Koryphäen und unsere handverlesene Schülerschaft kommt aus aller Welt. Achtzehn Professorinnen und Professoren wohnen und arbeiten hier, und du, November, bist unsere einhundertste Schülerin. Die Plätze an unserer Schule sind heiß begehrt. Und das ist auch jedem bewusst.« Das klingt wie eine Warnung: Ein Fehltritt und ich fliege in hohem Bogen raus. »Du wirst einen psychologischen und physischen Einstufungstest absolvieren, bevor wir

entscheiden, welche Fächer am besten zu dir passen.« Blackwood lehnt sich zurück. Die Kerzen in dem Halter auf ihrem Schreibtisch werfen Schatten auf ihr Gesicht.

Academia Absconditi - der Name hat definitiv lateinische Wurzeln, denke ich und schon rattert mein Gehirn los. *Absconditi* leitet sich wohl vom Verb »abscondere« ab, das bedeutet »verbergen« oder »verstecken«. Dann könnte man den Namen mit »die verborgene Akademie« oder »Akademie der Versteckten« übersetzen. Ich spüre, wie meine Augenbrauen in die Höhe wandern, während ich versuche, das alles zu verarbeiten. Ich bin nicht sicher, ob ich es aufregend oder gruselig finden soll, auf eine Geheimschule voller Messer werfender, in Akzenten geschulter Verstellungskünstler zu gehen.

Wie um Blackwoods vielsagende Pause zu betonen, beginnen die Kerzen im Raum zu flackern, und als sie weiterspricht, beschleicht mich das unheimliche Gefühl, dass sie meine Gedanken lesen kann. »Die Akademie ist ihrem Namen treu. Die Außenwelt weiß nichts von ihrer Existenz. Nicht einmal deine Eltern, die vielleicht, vielleicht aber auch nicht als Schüler hier waren, wissen, wo sie sich befindet.«

Hm, immerhin hat Dad nicht gelogen, als er meinte, er könne mir nicht genau sagen, wohin er mich schickt. Ist es möglich, dass mein Vater hier auf der Schule war? Es ist schon komisch, dass er nichts dergleichen erwähnt hat, aber er erzählt ja sowieso nie von seiner Kindheit. Undenkbar ist es also nicht.

»Wie du vielleicht bemerkt hast, gibt es hier keinen Strom, auch keinen Internetanschluss und keinerlei Möglichkeit, mit der Außenwelt Kontakt aufzunehmen«, fährt Blackwood fort. »Elternbesuche werden über die Schule organisiert und nach unserem Ermessen genehmigt. Klar so weit?«

Ich starre sie an. Das erklärt, warum hier kein Telefon steht und sie mich keinen Anruf machen lassen wollte. Aber diese extreme Isolation lässt eigentlich nur zwei Rückschlüsse zu. Entweder wird das hier das intensivste Überlebenstraining meines Lebens, oder meiner Tante Jo ist etwas viel Schlimmeres zugestoßen als das, was Dad als Einbruch dargestellt hat, und er wollte mich möglichst weit weg haben, während er sich damit auseinandersetzt, was *wirklich* passiert ist. Bei dem Gedanken bekomme ich Herzklopfen; ich will nicht glauben, dass er so etwas Wichtiges vor mir geheim halten würde.

»Klar«, sage ich vorsichtig.

»Und erklärst du dich mit den Regeln einverstanden?«

»Was bleibt mir anderes ...« Ich räuspere mich. »Ja.«

»Sehr gut«, sagt Blackwood und atmet geräuschvoll aus, als sei sie froh, das hinter sich gebracht zu haben. »Mit siebzehn kommst du spät zu uns. Die meisten Schülerinnen und Schüler werden im Alter von fünfzehn Jahren aufgenommen, gelegentlich auch noch mit sechzehn. Du wirst dich anstrengen müssen, wenn du dich hier schnell einfügen willst. Allerdings hat man mir versichert, dass du über die notwendigen Fähigkeiten verfügst, nicht nur mit

den anderen mitzuhalten, sondern sie sogar zu übertreffen.« Ihren Worten zum Trotz blickt sie mich ausgesprochen skeptisch an. »Halte dich dennoch erst mal zurück. Beobachte deine Mitschüler und lerne daraus. Gib dich möglichst wenig mit ihnen ab. Sei pünktlich und höflich. Und vor allem möchte ich dir zu bedenken geben, dass wir hier keine Unruhestifterin gebrauchen können.«

Ich würde lachen, wenn es denn lustig wäre. Sie hat gerade das glatte Gegenteil von mir beschrieben.

»Für die Analyse deiner Fähigkeiten ist Dr. Conner zuständig«, fährt sie fort. »Er wird dir helfen, dich zurechtzufinden. Für heute solltest du dich zurückziehen. Morgen früh wird Dr. Conner mit den Einstufungstests beginnen.« Sie weist auf die beiden Wächter. »Diese Herren werden dich nun zu deinen Räumen bringen. Layla, deine Mitbewohnerin, wird dir in der ersten Woche alles zeigen. Sie ist angewiesen worden, dir die wesentlichen Dinge zu erklären, und ich habe volles Vertrauen in ihre Gründlichkeit. Sie ist eine unserer besten Schülerinnen.«

»Wie schreibt sich Layla?«, erkundige ich mich beiläufig. Endlich sehe ich eine Möglichkeit, an Informationen zu kommen, ohne direkt danach zu fragen.

Blackwood zögert und misst mich mit einem seltsamen Blick.

»L-A-Y-L-A«, buchstabiert sie schließlich, klappt das Buch zu und erhebt sich.

Ich stehe ebenfalls auf. Mir liegen noch mehr Fragen auf der Zunge, aber ihre Miene macht unmissverständlich klar,

dass sie kein Interesse daran hat, das Gespräch fortzusetzen.

»Danke, Rektorin Blackwood. Gute Nacht.«

Sie nickt knapp und ich gehe zur Tür. Der Wächter mit der Fackel hebt den Riegel und ich folge ihm auf den Flur hinaus. Er überragt mich deutlich, dabei bin ich mit meinen 1,75 Metern nicht gerade klein. Wieder setzt sich einer an die Spitze und der zweite geht hinter mir.

Das einzige Geräusch kommt von meinen Stiefeln, die über den Boden scharren. Die Schritte der Männer sind auffällig leise, während wir eine Treppe hinuntergehen und einen Gang betreten. Vor uns erstrecken sich zu beiden Seiten hölzerne Bogentüren mit schmiedeeisernen Beschlägen, die weder mit Nummern noch mit Namen gekennzeichnet sind. An der dritten Tür auf der linken Seite bleibt der Wächter vor mir stehen und klopft an. Eine Sekunde später vernehme ich das gedämpfte Schaben eines Eisenriegels und die Tür schwingt auf.

Das Mädchen dahinter hat dunkelbraune Augen, volle rote Lippen und langes schwarzes Haar, das ihr bis zur Hüfte fällt, so glatt und glänzend, dass sich der Fackelschein darin spiegelt. Nachdem sie mich von Kopf bis Fuß gemustert hat, zieht sie die Augenbrauen zusammen, was an Blackwoods säuerliche Miene erinnert.

Obwohl sie nichts als ein weißes Nachthemd trägt, komme ich mir in meinen schäbigen, von meinen ständigen Touren im Wald verdreckten Stiefeln und dem

schlabberigen Zopfmuster-Pulli auf einmal vor, als wäre ich diejenige, die nicht angemessen angezogen ist.

»Layla, richtig?«, sage ich, betrete den Raum und lächle, in der Hoffnung, so das Eis zu brechen. »Wie ich höre, wohnen wir zusammen. Ich bin November.« Ich strecke ihr die Hand hin, aber anstatt sie zu nehmen, knickst sie lediglich kurz. Ich kann mir ein überraschtes Auflachen nicht verkneifen. Ihr Blick wird hart und sie verriegelt mit einem groben Ruck die Tür hinter mir.

»Tut mir leid. Ich wollte nicht lachen. Ehrlich. Ich habe bloß nicht mit einem Knicks gerechnet. Schwamm drüber, ja?« Innerlich kann ich meine beste Freundin, Emily, schimpfen hören, dass ich immer im dümmsten Moment loslache.

»Schon vergessen«, sagt sie. Es klingt gezwungen höflich.

Das Zimmer, das sie mir zeigt, verstärkt meinen ersten Eindruck, dass wir in einer alten Burg irgendwo in Europa sind. Jetzt, wo ich nicht mehr eingesperrt bin, kann ich das mittelalterliche Flair besser bewundern. Die Kerzenhalter an den steinernen Wänden sehen aus, als könnten sie tausend Jahre alt sein. Es gibt einen großen offenen Kamin, ein größeres und ein kleineres Sofa, beide mit hellgrauem Samt bezogen, und einen Esstisch vor einem Fenster, das hinter schweren weinroten Vorhängen verborgen ist. Das Grau und Weinrot erinnert mich an die Farben des Wappens in Blackwoods Büro. »Oh Mann«, flüstere ich.

»Dein Schlafzimmer ist da«, sagt Layla nüchtern und zeigt auf eine Tür zu meiner Rechten, die etwas schmaler ist, aber ansonsten genauso aussieht wie die Tür, durch die ich gerade gekommen bin. Laylas Gesicht ist vollkommen ausdruckslos.

Layla, denke ich. Ein Name, der im Mittelalter beliebt wurde und etwas mit einem Gedicht aus dem siebten Jahrhundert zu tun hat. Ich bin ziemlich sicher, dass er aus dem Arabischen kommt, und wenn Blackwood mir die richtige Schreibweise genannt hat, ist er wahrscheinlich ägyptisch. Das Knifflige ist, dass er je nach Schreibweise eine leicht andere Bedeutung hat ... »Du, ähm, weißt du eigentlich, dass Layla ›die in der Nacht Geborene‹ heißt?« Ich drehe mich zu ihr um, aber sie ist nicht mehr da. Verblüfft starre ich auf die geschlossene Tür, die meiner gegenüberliegt. Auf der anderen Seite knirscht ein Riegel. Ich habe sie nicht mal weggehen hören. Sie ist keine Emily, so viel ist klar. Die bestimmt schon bei uns zu Hause vor der Tür stand und wissen wollte, wo ihre beste Freundin steckt und warum ich nicht auf ihre Nachrichten antworte. Ich wünschte, Dad hätte mir erlaubt, wenigstens ihr Bescheid zu geben.

Ich stoße die Tür zu meinem Schlafzimmer auf – meiner *vorübergehenden* Bleibe. Auf dem Nachttisch an meinem Bett steht eine angezündete Kerze neben einer Karaffe und einem Trinkglas, und es gibt eine Kommode mit einem Wasserbecken, an dem ich mich wohl waschen soll. Am Fußende des Betts, das einen aus Holz gezimmerten

Himmel und ein aufwendig geschnitztes Kopfteil hat, liegt ein weißes Nachthemd bereit, das haargenau so aussieht wie Laylas. Leider ist mein Gepäck nirgendwo zu sehen, und ich bin zu erschöpft, um mich auf die Suche danach zu begeben. Ich schlüpfe aus den Stiefeln und meiner Jeans, werfe sie in einem Haufen auf den Boden und setze mich aufs Bett. Es fühlt sich an, als würde ich in einem riesigen Kissen versinken.

Ich umfasse schon den Saum meines Pullis, um ihn mir über den Kopf zu ziehen, lasse es dann doch bleiben und schiebe die Beine unter die Decke. Nachdem ich die Kerze ausgeblasen habe, sinke ich rückwärts in den flauschigen Kissenberg. Erst jetzt packt mich das Heimweh.

Ich atme aus und starre an den hölzernen Betthimmel. Ein paar Wochen lang halte ich es überall aus, rede ich mir ein. Ich habe das Fußballcamp in den letzten Sommerferien überstanden, obwohl es auf dem Platz nach verfaultem Kohl gestunken hat. Dann werde ich das hier ja wohl auch überleben.

ZWEI

Ich stopfe ein weißes Leinenhemd in eine schwarze Leggings, die bei meiner Rückkehr aus dem Bad mysteriöserweise für mich bereitlagen. Dann betrachte ich mich in dem Frisierspiegel über der Kommode. Das einzig Vertraute ist mein langer Zopf. Ansonsten sehe ich aus, als hätte ich mich für ein Gauklerfestival als Pirat verkleidet. Emily würde sich totlachen, wenn sie mich so sehen würde. Echt schade, dass ich hier kein Telefon haben und ihr kein Foto schicken darf.

Da klopft es an meiner Schlafzimmertür.

»Herein!«, rufe ich und die Tür geht auf.

Layla trägt das gleiche Piratenoutfit, nur dass sie darin viel graziler wirkt als ich. Ihr Haar hat sie zu einem hohen, glatten Pferdeschwanz gebunden, der ihr bis ins Kreuz fällt. Ihre Erscheinung ist fast noch majestätischer als gestern Nacht. »Wenn wir nicht bald losgehen, kommen wir zu spät«, teilt sie mir mit. »Und ich verspäte mich nie.«

»Ich meistens schon«, sage ich in herzlichem Ton.

»Vielleicht übst du ja einen guten Einfluss auf mich aus.«

Sie runzelt die Stirn.

»Weißt du, woher die Sachen kommen?« Ich zeige auf meine Schnürstiefel mit den schwarzen Senkeln. »Als ich

aus dem Bad kam, lagen sie auf der Truhe am Fußende meines Betts.«

Ihr Stirnrunzeln vertieft sich. »Vom Dienstmädchen.«

»Vom Dienstmädchen?« Ich stocke. »Machst du Witze?« Dad hat nie auch nur eine Putzhilfe eingestellt und jetzt habe ich ein Dienstmädchen? Das Schulgeld muss ihn seine gesamten Ersparnisse gekostet haben. Der Knoten, der sich letzte Nacht in meinem Magen gebildet hat, zieht sich schmerzhaft zusammen. An dieser ganzen Sache stimmt definitiv irgendwas nicht.

Layla strafft die Schultern, was ich bei ihrer sowieso schon kerzengeraden Haltung nicht für möglich gehalten hätte. »Keineswegs.«

Oh Mann. Die ist ja steifer als meine neunzigjährige Physiklehrerin. »Und weißt du zufällig auch, was mit meinen Klamotten passiert ist?«, frage ich. »Also den Sachen, die ich aus ...« - ich erinnere mich an Regel Nummer eins - »... von zu Hause mitgebracht habe. Ich kann mein Gepäck nirgends finden.«

»Persönliche Gegenstände sind auf dem Schulgelände verboten. Rektorin Blackwood hält sie unter Verschluss.«

»Sogar meine Kosmetik und meine ...«

»Alles.«

Ich grummele in mich hinein. Den Kissenbezug mit den Kiefern drauf vermisse ich schon jetzt; das Bettwäsche-Set stand monatelang ganz oben auf meiner Wunschliste. Und den Schal, den Emily mir letztes Jahr gestrickt hat und den ich seither ständig trage, obwohl er ein bisschen schief

geworden ist. Sämtliche vertrauten kleinen Bestandteile meines Alltags sind irgendwo weggesperrt, wo ich nicht an sie rankomme.

»Apropos verboten. Was soll eigentlich diese ganze Geheimniskrämerei?«, frage ich.

Layla sieht mich misstrauisch an. »Warum fragst du mich das?«

Mir war natürlich klar, dass sie mir nicht gleich alle Insider-Informationen über diese Schule auftischt, so streng, wie Blackwoods Regeln sind, aber eine so abwehrende Reaktion habe ich nun auch nicht erwartet. Jetzt bin ich erst recht neugierig. Ich setze das entwaffnende Lächeln auf, mit dem ich bisher immer ans Ziel gekommen bin. »Weil ich gehofft habe, dass du es mir erklären könntest.«

»Lass die Albernheiten.« Sie hebt das Kinn, dreht sich um und rauscht zur Tür hinaus, alles in einer einzigen fließenden Bewegung. Es würde mich nicht wundern, wenn sie diesen theatralischen Abgang extra geprobt und nur auf eine passende Situation gewartet hat, in der sie ihn anwenden kann.

Ich folge ihr in unseren Salon. Sie öffnet einen hohen Schrank, holt zwei bodenlange schwarze Kapuzenmäntel heraus und reicht mir einen.

Interessiert befühle ich die mit Samt gefütterte Wolle. In den Taschen stecken Handschuhe. »Ist das ein *Cape*?«

»Es ist ein *Umhang*«, korrigiert sie mich, »und die Qualität ist tadellos.«

Auf der linken Seite des Umhangs, ungefähr auf Höhe des Herzens, entdecke ich das Wappen, das ich in Blackwoods Büro gesehen habe. Es ist mit silbernem und weinrotem Garn gestickt. »*Historia Est Magistra Vitae*«, lese ich laut. Lateinische Wortstämme kann ich locker aus dem Ärmel schütteln – das habe ich meiner Faszination für die Herkunft von Namen zu verdanken –, aber in Grammatik bin ich eine absolute Niete. »Geschichte, Lehrerin, Leben?«

»*Die Geschichte ist die Lehrerin des Lebens* – das Motto der Academia Absconditi«, sagt Layla und seufzt ergeben, als langweilte sie die Antwort schon jetzt. »Die Farbe Weinrot steht für Geduld im Kampf. Die Farbe Silber symbolisiert den Frieden. Die Eiche steht für hohes Alter und große Stärke. Die Fackel für Wahrheit und Intelligenz. Und die Sphinx für Allwissenheit und Geheimhaltung.« Noch bevor sie den letzten Satz beendet hat, öffnet Layla die Bogentür und geht, ohne sich umzudrehen, auf den Korridor hinaus.

Ich folge ihr und schließe die Tür hinter uns. Im Gang ist es heller als gestern Nacht, aber die Luft ist immer noch kühl und alles hier macht einen etwas düsteren Eindruck. Während ich in den Umhang schlüpfte, denke ich über das Wappen nach.

Das waren ziemlich gewichtige Symbole, die Layla da eben runtergerattert hat. Hinter diesem Schulmotto steckt definitiv mehr als eine abgedroschene Phrase. Ich beiße mir auf die Unterlippe. Komisch, dass jemand sich Farben

ausgesucht hat, die sowohl »Geduld im Kampf« als auch »Frieden« bedeuten. Das ist doch in sich widersprüchlich. Und ich kenne mich mit Wappen zwar nicht besonders gut aus, weiß aber, dass die Sphinx vor allem in der ägyptischen und der griechischen Kultur eine wichtige Rolle spielt. »Noch mal zu dieser Geheimhalterei ...«

»*Nein.*«

Ich betrachte Layla von der Seite und frage mich, was passieren würde, wenn sie meinem Vater begegnete. Ich wette, die beiden würden sich in Grund und Boden starren und keine zwei Worte verlieren. Sie ist eindeutig die Sorte Mädchen, die so tut, als würde sie niemals furzen, und vor Entgeisterung ohnmächtig wird, wenn sie doch mal einen fahren lässt. Ich lache.

Layla wirbelt zu mir herum. »Was?«

Kurz bin ich versucht, es ihr zu sagen. »Hör zu, wir wohnen hier zusammen, oder nicht? In dieser, ähm, Burg, sag ich mal. Zumindest für die nächsten paar Wochen, bis wir über die Ferien nach Hause fahren ...« *Und nie mehr wiederkommen.*

Sie schnaubt. »*Ich* fahre in den Ferien nie nach Hause.«

Ich sehe ihr forschend ins Gesicht, kann aber keine Gefühlsregung entdecken. Wenn ich in den Ferien nicht nach Hause fahren könnte, wäre ich am Boden zerstört. »Okay, aber meinst du nicht auch, dass wir das Beste daraus machen sollten?«

Layla kehrt mir den Rücken zu und biegt in einen steinernen Gang ein, in den eine Reihe von schmalen

Bogenfenstern gehauen sind. Die Mauer ist so dick, dass man in den Fensternischen bequem sitzen könnte. Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie sich früher Bogenschützen in die Öffnungen gezwängt und feindliche Angreifer mit Pfeilen beschossen haben.

Layla übergeht meine nette kleine Plauderei einfach. »Es dauert eine Weile, bis man sich in diesem Gebäude zurechtfindet«, sagt sie. »Es ist sehr verwinkelt, aber man kann sich daran orientieren, dass es außen ein Rechteck bildet. Wenn man der Außenmauer folgt, findet man eigentlich immer wieder dahin zurück, wo man hinwill.«

Ich komme mir vor wie in einer Unterhaltung mit Agnes, der Kassiererin in unserem Supermarkt, die andauernd in sich hineinsummt und nie zuhört, wenn ihr jemand eine Frage stellt. Sie sagt dann jedes Mal, was ihr gerade durch den Kopf gegangen ist, anstatt die Frage zu beantworten. Emily und ich behandeln sie wie einen Glückskeks. Wenn sie uns mitteilt, dass die Artischocken außer Rand und Band sind oder dass Kartoffelkeime aussehen wie Zombiefinger, fassen wir das als Zeichen des Unheils auf, aber wenn sie von einer neuen Eiscreme-Lieferung redet, steht uns ein wunderbarer Tag bevor.

»Und wenn du in einen Innenhof oder Garten gelangst, befindest du dich irgendwo in der Mitte des Rechtecks«, leiert Layla in monotonem Ton herunter, als lese sie aus einer Broschüre vor. »Das gesamte Gebäude ist dreistöckig, bis auf einen Turm, der vier Stockwerke hat.«